

Der Lebens-Integrations-Prozess

Wilfried Nelles

Sich selbst sehen

Das Vertrackte an den kindlichen Gefühlen und Verhaltensweisen ist, dass man sie zumeist nicht bemerkt. Sie erscheinen uns als ganz normal und natürlich. Erst hinterher, mit einem gewissen zeitlichen Abstand, realisieren wir manchmal, dass wir wieder einmal recht kindisch waren. Dann ärgern oder schämen wir uns, ohne zu merken, dass die Scham auch wieder ein Kindergefühl ist. Und beim Ärger über uns selbst sitzt ein innerer Richter in der Elternrolle und urteilt über das innere Kind, das sich beschämt in eine Ecke verkriecht – so lange, bis unser innerer Elternanteil sich wieder anderen Dingen zuwendet. Dann kommt das Kind wieder aus der Ecke, und wenig später geht der Kreislauf von vorne los – ein Kampf mit sich selbst.

Wer das gut kennt und sich oft in solche inneren Kämpfe verstrickt, hat sich bereits ein Stück weit vom kindlichen Bewusstsein entfernt. Er befindet sich in einer inneren Auseinandersetzung damit, die für den Übergang zum Erwachsenenbewusstsein notwendig ist. Solange wir ganz im kindlichen Bewusstsein stecken, können wir es nämlich nicht wahrnehmen. Ein Kind nimmt seine Gefühle nicht wahr, es *ist* einfach seine Gefühle. Wut, Angst, Freude, Lust treten ganz spontan auf und verschwinden genauso spontan wieder. Um sie wahrnehmen zu können, brauchen wir einen inneren Abstand von uns selbst, von unseren Gefühlen und Gedanken. Nur durch den Abstand können wir uns selbst bewusst werden. Diesen Abstand hat ein Kind anfangs nicht. Erst indem andere uns sagen und spüren lassen, wie sie uns erleben, fungieren sie wie eine Art Spiegel, in dem wir ganz allmählich beginnen, uns selbst zu sehen. Es ist aber kein richtiger Spiegel, denn was wir in diesem Spiegel sehen, sind nicht wirklich wir selbst, sondern es ist das Bild, das andere uns über uns selbst vermitteln. Der Spiegel ist ein Zerrspiegel, was wir sehen, ist ein Fremdbild, das wir uns aber dennoch zu eigen machen, weil wir uns selbst nicht sehen können. Das Ich-Gefühl, unsere sogenannte Identität, ist nichts anderes als die Summe der Bilder, die andere uns über uns selbst vermittelt und die wir uns zu eigen gemacht haben.

Von frühester Kindheit an lernen wir, uns durch die Augen unserer Umgebung zu sehen. Ist diese Umgebung (wie in traditionellen Kulturen) recht homogen, wird auch unser Selbstbild recht einfach und klar sein. Ist sie vielfältig (wie in der Moderne) oder bereits in der Kindheit gespalten (weil zum Beispiel die Eltern uns gegensätzlich sehen und uns das vermitteln), wird es weniger eindeutig, vielleicht sogar schon früh gespalten sein. Für das Kind ist dies zwar eine Belastung, aber für unsere Entwicklung muss es nicht schlecht sein, denn es zwingt uns zur Auseinandersetzung

mit uns selbst. Je mehr wir mit verschiedenen Menschen aus verschiedenen Gruppen und Kulturen in Kontakt kommen, umso vielfältiger werden die Bilder, mit denen andere uns sehen, und umso mehr Aspekte von uns selbst dringen auch in unser eigenes Bewusstsein. Damit dämmert auch nach und nach, dass wir *nicht* das sind, was andere von uns denken und über uns sagen. Unser Selbstbild gerät ins Wanken, wie es typisch ist für das Jugendbewusstsein. Um es aufrechtzuerhalten und sich ein Gefühl von Identität zu bewahren, identifizieren wir uns mit einem Teil von uns selbst. Was dieses Bild stört, verdrängen wir, meist ohne es zu merken. Das ist aber umso anstrengender, je differenzierter die Welt ist, in der wir leben. In einer einfachen Welt ist auch die Identität, das Selbstgefühl, einfach und relativ klar, in einer komplexen Welt braucht es Anstrengung, um sich ein einfaches und klares Selbstbild zu bewahren. Um uns wirklich zu sehen und nicht nur zwischen verschiedenen von außen kommenden Bildern wählen zu müssen, müssten wir mit eigenen Augen schauen anstatt mit denen der anderen. Dazu jedoch brauchen wir Abstand von uns selbst wie auch Abstand von den Bildern, die andere auf uns und in diesen äußeren Spiegel projizieren.

Wie kann das gehen? Wahrnehmung braucht immer Abstand, braucht immer zwei: einen, der wahrnimmt, und das, was wahrgenommen wird. Um mich selbst wahrzunehmen, müsste ich also zwei sein. Üblicherweise „lösen“ wir dieses Problem, indem wir uns innerlich teilen: Wir identifizieren uns mit einem Teil von uns und betrachten von dort aus den Rest. Damit nehmen wir uns aber nur aus der Perspektive des inneren Anteils wahr, mit dem wir identifiziert sind, und genau diesen Anteil nehmen wir nicht wahr, denn da wir mit ihm identifiziert sind (bildlich gesprochen: in ihm drinstecken), können wir ihn nicht sehen. Ohne es zu merken, übernehmen wir so eines der Bilder, die andere sich einst von uns gemacht und uns übermittelt haben.

Aufstellungsarbeit

Damit man sich wirklich ganz sehen kann, müsste man also quasi aus sich selbst heraustreten können. Eine Möglichkeit, dies zu tun und einen unvoreingenommenen Blick auf sich selbst, vor allem auf seine Beziehungen und die eigene Rolle darin, zu bekommen, bietet das Familienstellen oder, allgemeiner gesprochen, die Aufstellungsarbeit. Das Besondere bei der Aufstellungsarbeit ist, dass man sich und andere Personen, mit denen man in Beziehung steht oder stand, in gewissen Grenzen und mit gewissen Unschärfen von *außen* sehen kann. Dies funktioniert über die Methode der Stell-

Stellvertretung – Mitglieder unserer Familie oder andere Menschen, mit denen wir in wichtigen Beziehungen stehen, werden im Rahmen einer Gruppenarbeit durch andere Kursteilnehmer repräsentiert und drücken deren Befindlichkeiten, ihre inneren Gefühle und die Dynamiken ihrer Beziehungen aus. Die eigene Person wird meistens ebenfalls durch einen Stellvertreter repräsentiert, sodass man auch sich selbst mit seinen oft verborgenen Gefühlen und in seiner Beziehung zu anderen sehen kann.

Was man beim Familienstellen allerdings nicht sieht, ist die Beziehung zu sich selbst, zum Beispiel zu seinem inneren Kind. Man (der Klient) sieht sich zwar, repräsentiert durch einen Stellvertreter, in einer Aufstellung, er kann seine eigenen Gefühle etc. in den Aussagen und Bewegungen seines Stellvertreters hören und sehen, aber es wird in der Regel nicht thematisiert, ob und wann der Stellvertreter das innere Kind des Klienten widerspiegelt oder den Erwachsenen. Die Kindheitsprobleme des Klienten werden eher nicht aus der Erwachsenenperspektive thematisiert, sondern so bearbeitet, als seien die Klienten noch immer Kinder – etwa dann, wenn der Aufsteller versucht, eine zerrüttete Familie zu harmonisieren, indem er die schlimmsten Konflikte auch der nicht anwesenden Familienmitglieder, auch jener aus früheren Generationen, die längst verstorben sind, zu lösen versucht. Oder dann, wenn auf ein „Schlussbild“ hingearbeitet wird, in dem die gesamte Familie in einer idealen Ordnung aufgestellt ist, nachdem alle offenen Konflikte bearbeitet und gelöst wurden. Damit folgt man den kindlichen Bedürfnissen des Klienten, und zwar zumeist, ohne dies explizit zu thematisieren. Auch haben nur wenige Familiensteller ihren Fokus darauf, wie man sich aus seiner Familie lösen und seelisch erwachsen werden kann – es geht bei den meisten eher darum, für das Kind einen guten Platz in seiner Familie zu finden.

Wenn der Fokus des Therapeuten auf dem „schlimmen Ereignis“ von damals ist, dann zeigt sich dies in einer Aufstellung auch aus der Damals-Perspektive des Klienten, das heißt, es entfaltet sich vor den Augen des Klienten sein Kindheitsdrama. Ist der Fokus des Therapeuten aber auf dem *erwachsenen* Klienten hier und jetzt und auf der Frage, wie dieser sich *jetzt* zu dem Geschehen von damals zu stellen hat, entwickelt sich auch in einer Aufstellung ein ganz anderes Bild, bei dem das Kindliche in den Hintergrund tritt. Da die Kursteilnehmer längst keine Kinder mehr sind, wäre dies die wichtigere und ihrem Erwachsensein angemessenere Perspektive. Die Frage lautet dann: Wie stelle ich mich *heute*, als Erwachsener, zu den Ereignissen meiner Kindheit, zu meinen Eltern oder zu dem, was mein Großvater getan oder erlitten hat? Geht Letzteres mich überhaupt etwas an? Wie gehe ich *jetzt* um mit dem, was gewesen ist, was ist meine innere Haltung dazu und was sind die praktischen Konsequenzen daraus? Brauche ich eine andere Familie, eine andere Kindheit, bessere Eltern, oder brauche ich eher einen anderen Blick auf das, was war, ohne es selbst anzutasten? Solche Fragen leiten mich beim Familienstellen und haben dort dazu geführt, dass die Arbeit sich sehr verändert

hat. Darauf kann ich hier nicht näher eingehen, denn das wäre eine Diskussion über das Familienstellen, die sehr weit ausholen müsste, um allen Facetten gerecht zu werden.¹

Das sind alles Fragen, die die Vergangenheit und die Beziehung zur Familie zum Thema haben. Die Frage, wer man selbst ist und was man in dieser Welt soll, ist damit aber noch nicht einmal berührt, es sei denn, man definiert sich nur über seine Herkunft und seine Geschichte. Das Eigentliche, was ein Erwachsener braucht, ist aber nicht ein besserer Platz in der Vergangenheit, sondern eine klarere Orientierung im Hier und Heute. Da tauchen dann Fragen auf wie: Wo ist mein Platz in der Welt, im Ganzen (statt in der Herkunftsfamilie)? Wer bin ich jenseits meiner Zugehörigkeit zu meiner Familie? Was trägt mich, was will in mir zur Entfaltung kommen, ganz unabhängig davon, wessen Sohn oder Tochter ich bin?

Um diese und ähnliche Fragen geht es im *Lebens-Integrations-Prozess* – im Folgenden kurz LIP genannt. Es handelt sich dabei um ein Verfahren, das methodisch dem Familienstellen ähnelt, weil es wie dieses mit der Methode der Stellvertretung arbeitet. Anders als bei Familien- oder Systemaufstellungen geht es hier aber nicht um den Platz in einem System oder die Beziehung zu *anderen* Personen, sondern um die Beziehung *zu sich selbst*, um das eigene Leben und dessen inneren Sinnzusammenhang, vollkommen unabhängig von der Familie, aus der wir stammen.

Eine kleine Übung

Ich bin mehr oder weniger zufällig auf dieses Verfahren gestoßen. Als ich in einem Ausbildungskurs die verschiedenen Lebens- und Bewusstseinsstufen erläuterte, kam mir die Idee zu einer kleinen Übung, bei der meine Kursteilnehmer sich selbst in den verschiedenen Stufen ihres Lebens sehen und erfahren sollten. Dazu hatte ich die erwähnten Lebensstufen (Kapitel 2) mit Papierblättern, auf die ich die Nummer der jeweiligen Stufe geschrieben hatte, in einem Kreis ausgelegt. Dann sollte sich die Person, um deren Leben es ging, auf die Position des Erwachsenen stellen und für ihre vorangegangenen Lebensstufen aus dem Kreis der Kursteilnehmer Stellvertreter aussuchen – eine Person für sich selbst als Kind im Mutterleib, eine für sich als Kind, eine für sich als Jugendliche(n). Meine Idee war, dass jeder sich auf diese Weise die zentralen Abschnitte seines Lebens so anschauen kann, wie sie waren. Ich wollte keine Probleme bearbeiten, keine verborgenen Dynamiken aufdecken, keine alten Wunden heilen, nichts dergleichen. Nur anschauen, sehen und aufnehmen, was war, sich seinem Leben stellen, so, wie es war bzw. so, wie es sich bei diesem Verfahren zeigen würde.

Das eigene Leben zu sich nehmen, wie es war, ist für mich die wirkliche Lösung, die tiefste Heilung. Denn nur so kommt die Vergangenheit zur Ruhe – wenn wir sie sehen, anerkennen und lassen, wie sie war. Dann darf sie nämlich, im doppelten Sinne des Wortes, wirklich *gewesen* sein – sie darf existiert haben, und sie darf vorbei sein. Jeder

Kampf, jedes Hadern, ja sogar jeder Wunsch, dass es hätte anders gewesen sein sollen, hält das, was uns schmerzt, am Leben, hält die Wunde aktiv und lässt sie nicht heilen. Dem Erwachsenen, wenn er denn wirklich – also nicht nur körperlich und auch nicht nur mental, sondern auch emotional und seelisch – erwachsen ist, sollte dies möglich sein, zumindest dann, wenn nicht ein schweres Trauma ihn so blockiert, dass er nicht bei sich selbst sein kann. Die Übung würde also einerseits ein Test sein, wie klar ein äußerlich erwachsener Mensch auch innerlich erwachsen ist, ob er zum Beispiel mit der inneren Distanz, die zeitlich zwischen ihm in seinem Jetzt und ihm als Kind liegt, auf sein inneres Kind schauen kann (also ohne sich in dessen Schmerz oder anderen Problemen zu verlieren und damit identifiziert zu sein), und andererseits würde sie ihm vielleicht eine neue Sicht auf die vergangenen Abschnitte seines Lebens geben und eine Gelegenheit, diese zu sich selbst, in sein Herz zu nehmen. Denn was unser inneres Kind braucht, ist weder unser Mitleid oder Bedauern noch ein therapeutisches Herumarbeiten an seiner Geschichte, sondern unsere Anerkennung und unsere Liebe.

Damit die Teilnehmer die Übung besser verstehen, habe ich sie demonstriert. Ich habe mich also selbst an meinen erwachsenen Platz gestellt und Stellvertreter für mich in den drei genannten Lebensstufen ausgewählt und gebeten, sich auf die entsprechenden Plätze zu stellen und in sich hineinzuspüren, wie sich das anfühlt. Ich selbst habe zunächst auf die Vertreterin für mich als Kind im Mutterleib geschaut. Die Bewegungen, die sie machte – sie krümmte und streckte sich abwechselnd, als wenn sie sich an die Körperform gewöhnen müsste –, kamen mir sofort bekannt vor. Auch schien sie Probleme mit der Wirbelsäule zu haben, was ich seit jeher kenne. Kurz: Ich erkannte mich darin wieder. Als ich sie dann fragte: „Wie geht es dir?“ und sie antwortete, traf es mich wie ein Schlag. Was sie sagte, war nichts weniger als mein Lebensthema. Genauer gesagt: Es war etwas, was ich immer schon in mir spüre, was ich aber für die längste Zeit meines Lebens noch nicht einmal mir selbst, geschweige denn jemand anderem, zu sagen und einzugehen getraut habe. Es war einfach zu groß. In den letzten zwanzig Jahren hat sich das zwar geändert und ich habe mich dieser Thematik gestellt (weil das Leben mir keine Wahl gelassen hat, wenn ich nicht untergehen wollte) und sie nach und nach deutlicher zum Ausdruck gebracht, aber es jetzt in dieser völligen Selbstverständlichkeit und Klarheit zu hören und zu sehen, wie es die Stellvertreterin meines ungeborenen Selbst zum Ausdruck brachte, war mehr als eine Überraschung, es war schlicht überwältigend.

Tatsächlich ist mir dadurch erst bewusst geworden, wie wichtig dieses Thema für mich war und ist. Und dass das alles schon vor meiner Geburt da war und klar war, schien schier unglaublich (so ging es übrigens auch der Stellvertreterin, die schon viele Rollen vertreten hatte in unserer Ausbildung, aber so etwas noch nie erlebt hatte). Mir war, als müsste ich lachen über meine lebenslangen Versuche, mich davor zu drücken und davonzustehlen, und zugleich

vor Freude weinen. Vor allem aber wusste ich, dass alles, was ich da sah und hörte, stimmte, und es war eine tiefe Bestätigung meines Lebensweges und des heimlichen (!) Gefühls, das mich dabei immer begleitet hatte. Das ließ mich bei allem Staunen und aller Freude zugleich sehr ruhig werden.

Als ich mich dem Kind und später dem Jugendlichen zuwandte, setzte sich die Geschichte fort. Das Thema, *die innere Vision meines Lebens*, blieb genau dieselbe, nur die Umstände waren anders. Ich konnte sehen, wie diese Vision und das innere Wissen darum in der Kindheit an Grenzen stießen, in meinem Fall vor allem in der Schule. Ich konnte aber – zum ersten Mal in dieser Deutlichkeit – auch spüren, dass ich diese Grenzen gebraucht habe, dass das, was sich in mir entwickeln wollte, an den Widerständen, die mir das Leben (zum Beispiel in Gestalt meiner Lehrer in der Schule) entgegengesetzt hat, geschliffen, gestutzt und gehärtet werden musste, um wirklich reifen zu können. Denn das, was der Fötus ausdrückte, war ja nur Potenzial; es war zwar alles da und alles klar, aber es musste noch seine Form finden – wie ein Rohdiamant, der in seinem Innern zwar vollkommen und gänzlich klar ist, der aber erst noch geschliffen werden muss, damit er wirklich im Licht erstrahlen und man das Funkeln sehen kann. Dass dies für den Jungen oft nicht lustig war, war auch klar, aber von meinem erwachsenen Platz aus konnte ich ihn mit all seinen Konflikten sehen, und ich spürte eine große Liebe zu ihm. Das war genau die Anerkennung, die er brauchte, und so konnten wir uns beide gegenseitig in Liebe lassen, wie wir sind.

Beim Jugendlichen verschärfte sich dann der Konflikt zwischen meinem intuitiven inneren Wissen und den äußeren Anforderungen noch einmal, und es wurde sehr deutlich, hinter welchem Image ich versucht hatte, meine Unsicherheiten zu verbergen. Die jugendliche Mischung aus Arroganz und innerer Verletzlichkeit, die verbunden war mit einer ganz ernsthaften Entschlossenheit, sich selbst (und damit auch die innere Vision) zu schützen, hat mich zu Tränen gerührt. Aber es waren keine traurigen Tränen, sondern Tränen der Liebe und Verbundenheit und der Anerkennung. Als der Stellvertreter sah, dass ich ihm seine Kämpfe und die schützenden Mauern, hinter denen er sich versteckte, gut lassen konnte, sie aber hinter mir gelassen habe und weitergegangen bin, atmete er auf und wurde vollkommen entspannt.

Das war also, in groben Zügen, die Demonstration meiner geplanten Übung. Als ich fertig war und aus dem Kreis heraustrat, brauchte ich erst einmal eine Pause, und mir war, ebenso wie den Kursteilnehmern, klar, dass sich hier etwas Größeres gezeigt hatte als eine Übung für angehende Familienaufsteller. An den folgenden Tagen habe ich diesen Prozess dann mit allen Teilnehmern gemacht und so die Grundzüge des *Lebens-Integrations-Prozesses* entwickelt. Seit ich damit arbeite, ist mir die Bedeutung des seelischen Erwachsenseins immer klarer geworden. Vieles von dem,

was in diesem Buch steht, habe ich erst über die LIP-Arbeit in dieser Deutlichkeit erkannt. Vor allem aber habe ich in vielen Prozessen etwas gesehen, was ich zuvor nur vage vermutet hatte: Wir kommen mit einer *inneren Vision*, einer ganz eigenen *Mitgift* auf die Welt, einem ganz bestimmten und ganz eigenen Potenzial, das sich durch uns im Laufe unseres Lebens entfalten möchte und das nichts mit unseren Eltern und unserer Familie zu tun hat. Dieses Potenzial oder die *Innere Vision* zeigt sich in den LIP-Aufstellungen mehr oder weniger deutlich, und zwar auf der ersten Lebensstufe, beim Fötus. Ich nenne es *innere Vision*, weil es tatsächlich ganz von innen kommt, wie eine Mitgift des Lebens, um die wir in unserem Innersten wissen, die aber dann durch viele Ereignisse so *zugedeckt* wurde, dass wir sie auch für uns selbst erst wieder *ent-decken* müssen.

Die innere Vision unseres Lebens

Als ich die Übung demonstrierte, hatte ich mit so etwas nicht gerechnet. Ich wusste aus vielen Aufstellungen, dass die Zeit im Mutterleib sehr wichtig ist, vor allem weil Gefährdungen der Mutter oder des Kindes in dieser Zeit sich (wie in Kapitel 2 beschrieben) tief in unserer Seele einprägen. Daher vermutete ich, dass sich beim Stellvertreter für das ungeborene Kind solche Gefährdungen zeigen würden und man darüber hinaus vielleicht sehen könnte, wie geborgen sich das Kind in der Mutter gefühlt hat. Das zeigt sich auch tatsächlich in manchen LIP-Aufstellungen. So krümmte sich zum Beispiel bei einem LIP-Kurs in Oslo die Stellvertreterin für das Kind im Mutterleib ganz eng zusammen, wobei sich ihre Gliedmaßen wie in einem spastischen Anfall verdrehten. Sie sagte aber, sie habe keine Schmerzen, sie fühle überhaupt nichts, sie müsse sich nur ganz klein machen; da sei etwas Schreckliches, aber sie habe noch nicht einmal Angst, sie spüre zwar diese schreckliche Bedrohung, sei aber ohne Gefühl. Was sie beschrieb, war ein vollkommener Schockzustand, weshalb ich die Klientin fragte, ob sie wisse, ob ihre Mutter (und damit auch das Kind) in Lebensgefahr gewesen sei während der Schwangerschaft mit ihr. Die Antwort: „Sie wurde wenige Wochen vor meiner Geburt vergewaltigt!“

Hier haben wir also ein schweres vorgeburtliches Trauma. In diesem und ähnlichen Fällen bietet der LIP die Chance, solche frühen Traumata oder andere schwere Belastungen aus dieser ersten Lebensphase, die unserem Bewusstsein und unserer Erinnerung gänzlich entzogen sind, zu erkennen und zu bearbeiten. Im vorliegenden Fall wusste die Klientin zwar von der Vergewaltigung der Mutter, weil diese es ihr erzählt hatte, aber das dürfte eher die Ausnahme sein. Und dieses Wissen war auch nur ein äußerliches – was das für sie selbst bedeutete und wie sich das ungeborene Kind dabei gefühlt hatte, war ihr nicht zugänglich. Erst im LIP konnte sie dies sehen und dann auch fühlen, sich dem geschockten kleinen Wesen mit Liebe zuwenden und es in den Arm nehmen, sodass sich die Schockstarre, die auch noch in der erwachsenen Frau war, langsam zu lösen beginnen konnte.

Fälle wie diesen hatte ich also durchaus erwartet. Gänzlich unerwartet traf mich allerdings, dass sich bei vielen Aufstellungen etwas zeigte, was nichts mit irgendwelchen äußeren Ereignissen zu tun hatte. Das kann manchmal sehr groß und überwältigend sein, manchmal aber auch fast unscheinbar klein oder zart, was seiner Größe aber keinen Abbruch tut. Bei einem Klienten, der aufgrund eines Motorradunfalls seit seinem 16. Lebensjahr querschnittgelähmt ist und im Rollstuhl sitzt, stand der Vertreter des ungeborenen Kindes wie eine fast göttliche Gestalt an seinem Platz. Er strahlte eine vollkommene Ruhe und Gelassenheit aus und eine Größe, die der Klient kaum fassen konnte. Er schüttelte immer wieder mit dem Kopf, während zugleich Tränen die Wangen hinunterliefen. Ich musste ihn immer wieder erinnern, nicht die Luft anzuhalten und das, was er dort sah, in sich hineinzuatmen, zu erkennen und in sich aufzunehmen, dass diese schon fast übermenschlich große Gestalt er selbst in seinem inneren Potenzial ist. Er war regelrecht erschüttert. Sich dieser Größe zu stellen und sie als die eigene Größe zu nehmen war (und ist für jeden) eine ungeheure Herausforderung – da ist es viel, viel leichter, sich an den unerfüllten Wünschen seiner Kindheit abzuarbeiten. Zugleich aber ahnte er, dass es genau diese Kraft war, die es ihm ermöglicht hatte, sein schweres Schicksal anzunehmen und auch als Schwerbehinderter ein ganzer, auch für Frauen sehr attraktiver Mann zu werden, der ganz selbstverständlich mit seiner Behinderung lebt, beruflich erfolgreich ist, mit Rollstuhl Golf spielt und sich selbst nicht wegen seines Schicksals bedauert. Einen Tag nach seiner Aufstellung habe ich es gewagt, einen Eindruck zu äußern, der sich mir während des Prozesses aufgedrängt hatte: „Du hast deinen Unfall gebraucht, sonst wäre diese Kraft mit dir durchgegangen. Du musstest erst ganz klein werden, um dafür reif zu werden.“ Seine Antwort: „Das stimmt.“

In den meisten Fällen zeigt sich unser Potenzial auf unscheinbarere Weise, was es aber nicht weniger eindrücklich macht. So hatte mir ein Mann erzählt, dass er vor wenigen Wochen von heute auf morgen seine Arbeit gekündigt und (mit 59) in den Ruhestand gegangen war. Es hatte sich ganz richtig angefühlt, aber dann war er, so seine Worte, vollkommen abgestürzt, als ob er keinen Boden mehr unter den Füßen hätte. Er hatte sich damit beholfen, dass er viel im Garten arbeitete, und war dabei allmählich wieder entspannter geworden. Beim LIP sah er dann, wie sich die Vertreterin für sein ungeborenes Kind (er hatte eine Frau gewählt) auf den Boden kniete und mit einem innigen Gesichtsausdruck immer wieder mit einer Hand die Erde berührte und betastete. Auf Nachfrage sagte sie, sie befinde sich ganz für sich allein in einem kleinen Raum, wo es ihr mit sich selbst und mit der Erde sehr gut gehe. Es war ein zartes und anrührendes Bild stiller Selbstgenügsamkeit. Es war keine Isolation, kein Rückzug aus der Welt, sondern seine ganz eigene Art, mit ihr und damit auch mit sich in Kontakt zu sein. Wenn ich den Mann betrachtete, konnte ich diese verborgene Energie sehen. Wichtiger war jedoch, dass er sich in dem Kind und dem, wie es sich verhielt und äußerte, selbst sehen und spüren konnte. Er war ganz bewegt. Der eigene innere Raum

und der Kontakt zur Erde waren seine Ressourcen, das, wo er sich zu Hause und bei sich selbst fühlte. Im äußeren Leben war er damit aber auf wenig Verständnis gestoßen. Folgerichtig hatte er versucht, sich (selbstverständlich widerstrebend) den Forderungen seiner Eltern und seiner Umwelt anzupassen und sein inneres Wesen zu verstecken und dadurch zu bewahren. Herausgekommen war ein äußerlich aktiver und recht erfolgreicher Mann, der innerlich sehr verunsichert und verängstigt war und – gut versteckt – eine gehörige Portion Wut auf die Welt im Allgemeinen und seine Eltern im Besonderen mit sich schleifte. Umso überraschter war er, als ich ihm später seine Eltern gegenüberstellte und er plötzlich seine Liebe zu ihnen spürte. Er hatte schon oft an Familienaufstellungen teilgenommen, aber die Wut war immer geblieben. Nachdem er sein inneres Wesen gesehen und zu sich genommen hatte, war sie plötzlich verschwunden, und er schaute tief bewegt auf seine Eltern. Ich hatte aber nichts an seiner Elternbeziehung gemacht, ich hatte sie nur kurz hingestellt, weil er sagte, dass er innerlich sehr wütend über sie sei, und dann hatte die Liebe ihn übermannt.

Wir sind nicht die Kinder unserer Eltern

Bei den LIP-Aufstellungen tritt auf der Stufe 1 etwas zutage, was der Dichter Khalil Gibran in seinem berühmten kleinen Buch „Der Prophet“ so ausgedrückt hat:

Eure Kinder sind nicht eure Kinder.

Sie sind die Söhne und Töchter der Sehnsucht des Lebens nach sich selber.

Sie kommen durch euch, aber nicht von euch

(...)

... ihre Seelen wohnen im Haus von morgen, das ihr nicht besuchen könnt ...

Dieses „Haus von morgen“ zeigt sich beim LIP – mal ganz deutlich, mal (zunächst) verborgen oder überdeckt durch schwierige Erfahrungen vor der Geburt. In diesen Fällen kommt es aber nach meinen bisherigen Beobachtungen bei einer weiteren LIP-Aufstellung (mit einigem zeitlichem Abstand) ans Licht, wenn das Belastende aus der Schwangerschaft gesehen und innerlich verarbeitet ist. Der Fötus kennt dieses „Haus“, er ist in Kontakt mit seinem ursprünglichen Potenzial. Wenn es schon vor der Geburt beeinträchtigt wurde, hat er oft keine Lust oder große Angst, diese Welt zu betreten. Diese Lebensangst oder Lebensunlust bleibt ihm dann so lange erhalten, bis er wieder sein ursprüngliches Potenzial sehen und sich bewusst damit verbinden kann. Dabei hilft es ihm, wenn er sieht, dass das Leben ihn aufgenommen hat und dass trotz seiner frühen Probleme etwas aus ihm geworden ist. Oft lasse ich den erwachsenen Klienten den Satz sagen: „Ich bin die Frau/der Mann, die/der aus dir geworden ist.“ Dann schaut das Kind, das sich bis dahin nur im Mutterleib verkriechen wollte, hoch, entspannt sich und beginnt, das Wesen zu spüren und auszudrücken, das hinter der belastenden Erfahrung steckt. Was sich dann zeigt, ist immer etwas, was wir innerlich kennen,

oft aber auf unserem Lebensweg vergessen oder fast vergessen haben oder uns kaum einzugestehen trauen.

Zum Beispiel sagt die Vertreterin einer Frau, die sich mit großer Anstrengung durchs Leben kämpft: „Ich sehe alles. Das ist ein ganz seltsames Gefühl, als ob ich an allen Seiten meines Kopfes Augen hätte, als ob ich auch seitlich und rückwärts sehen könnte.“ Daraufhin habe ich die Klientin gefragt: „Bist du vielleicht eine Seherin?“ Sie ist total erschrocken, fing dann an zu weinen und sagte: „Ja, ich weiß das, aber das kann doch nicht sein!“ Sie hatte Angst davor, Angst, ausgelacht zu werden (was sie schon erfahren hatte), aber auch Angst vor der Verantwortung, die auf sie zukommen würde, wenn sie sich dieser Kraft ganz stellen würde.

Die innere Vision unseres Lebens ist nämlich nichts Leichtes, zumindest scheint es uns anfangs so, auf jeden Fall ist es eine große Herausforderung. Und zwar im wahrsten Sinne des Wortes: Es ist das, was das Leben von uns fordert. Es fordert uns auf, das, was in uns steckt, herauszubringen. Wir wissen aber nicht, ob die Welt das auch will, was wir mitbringen und zu entfalten haben, und haben oft Angst, dass sie es nicht will und wir vielleicht sogar dafür bestraft werden. Ich selbst hätte mich zum Beispiel nie getraut, das, was ich im LIP gesehen habe und ganz insgeheim mein Leben lang spürte, laut zu sagen oder zu zeigen. Als kleiner Junge im Vorschulalter habe ich es einfach in die Welt posaunt, aber spätestens ab der Schule habe ich es für mich behalten, und dann schien es zeitweise so weit weg, dass ich es kaum mehr wahrgenommen habe. Einige Wochen nach meiner „Übung“ und der Begegnung mit meiner inneren Vision war ich am Ende eines Seminartages sehr erschöpft und bin früh ins Bett gegangen. Trotz meiner Müdigkeit konnte ich aber nicht schlafen, mein Herz schlug ganz schnell, und innerlich fühlte ich mich sehr schwach, zerbrechlich und zittrig. Da wurde mir plötzlich klar, dass es das ungeborene Kind in mir war, das zittert – aus Angst vor dem, wie die Welt ihm wohl begegnen würde. Mit dem Gedanken „Du darfst ruhig zittern und Angst haben“ zu dem Kind hin entspannte sich mein erwachsener Körper augenblicklich, das Zittern hörte auf und ich schlief ein.

Für unsere Eltern sind wir oft wie Fremde. Jeder bringt etwas mit, was seine Eltern nicht verstehen. Wir sind zwar zusammengesetzt aus ihren Genen, aber das Leben kommt letztendlich nicht von ihnen. Es kommt *durch* sie – und deshalb kommen wir nicht um sie herum –, aber nicht *von* ihnen. Sie sind das Tor, aber sie sind nicht die Quelle. Bisher ist es noch niemandem gelungen, einen Menschen gezielt zu zeugen. Ich bin zwar nicht Einstein und weiß im Unterschied zu ihm nicht, ob Gott würfelt oder nicht, aber wenn man die Millionen Spermien sieht, die gebraucht werden, damit ein Kind entsteht, könnte man auf das Bild einer riesigen Lotterie kommen. Eines ist klar: Es sind nicht die Eltern, die die Auswahl treffen, welches Spermium sich mit welchem Ei verbindet und was dabei entsteht – oder ob überhaupt etwas entsteht. Sie können tun, was dazu notwendig ist,

aber es ist nie hinreichend. Damit es hinreichend ist, muss eine andere Kraft hinzukommen, die nicht in unserer Hand liegt und unserem Wollen gänzlich entzogen ist.

Anders gesagt: Unser Leben kommt, wie alles Leben, aus dem Unbekannten. Die Eltern sind nur der Durchgang. Schöner noch und vielleicht auch treffender ist Khalil Gibrans Bild, dass wir „die Sehnsucht des Lebens nach sich selbst“ sind. Es lenkt den Blick von der Herkunft auf die Zukunft, genauer: auf das, was das Leben mit uns vorhat, und darauf, dass es sich in uns und durch unser *Leben* (hier nicht als Substantiv, sondern als Verb verstanden)² selbst verwirklichen will.

Die Überschrift „Wir sind nicht die Kinder unserer Eltern“ betont diesen Sachverhalt. Das heißt aber nicht, dass wir nicht auch das Kind unserer Eltern sind. Genetisch sind wir es zu 100 Prozent, und familiengeschichtlich ebenfalls. Beides hat uns geprägt, beides macht uns aus und wird uns immer ausmachen. Aber Herkunft und Gene sind nicht alles. Wir sind nicht unsere Gene, wir sind Bewusstsein. Wären wir nur unsere Gene, würden wir uns von einem Salat nur durch andere Gene unterscheiden, ähnlich wie eine Kartoffel. Der Mensch ist aber ein Wesen, das sich seiner selbst und seiner Umwelt bewusst ist. Und wir haben nicht ein Bewusstsein, wir *sind* Bewusstsein, Bewusstsein in menschlicher Form. Wir sind Bewusstsein, das sich innerhalb der genetischen Struktur, die wir von unseren Eltern bekommen haben, inkarniert hat und entfaltet, das in dieser Struktur seine spezifische Form und seinen spezifischen Ausdruck findet.

Das wertet die Bedeutung der Eltern nicht ab, im Gegenteil: Sie stehen vor der schwierigen Aufgabe, ein Kind in die Welt zu begleiten, das ihnen einerseits ganz nah und andererseits zugleich manchmal ganz fremd ist, weil seine Seele auch auf etwas ganz und gar Eigenes zu hören hat, das die Eltern nicht kennen. Und da das Kind die Welt zunächst ausschließlich und dann noch eine lange Zeit hauptsächlich über seine Eltern wahrnimmt und erfährt und diese sein Leben quasi in der Hand haben, kann deren Einfluss auf das Leben des Kindes kaum überschätzt werden. Im Konflikt zwischen dem, was ein Kind vage als sein Eigenes spürt, und dem, was seine Eltern ihm – allein schon durch die Art ihres Daseins, dann erst durch ihr Verhalten und ihre Erziehung – mitgeben und aufgeben, wird sich das Kind vor allem nach den Eltern richten. Das zeigt sich auch im LIP auf der zweiten Lebensstufe, der Kindheit.

...

Das eigene Sein berühren

Wir können uns jetzt noch einmal der Frage zuwenden, was Erwachsensein seelisch bedeutet. Es bedeutet, sich von den Bildern, die andere, die Familie, die Freunde, die Gesellschaft,

auf jemanden projiziert haben, zurückzulassen und seiner eigenen, inneren Vision zu folgen. Wenn wir dies tun, bewegen wir uns bereits auf der nächsten Bewusstseinsstufe, dem Geist-Bewusstsein. Zunächst geht es aber darum, die Vision überhaupt erst wahrzunehmen und ins wache Bewusstsein dringen zu lassen. Darin bestehen die Bedeutung und der therapeutische Effekt des Lebens-Integrations-Prozesses.

Diese Vision hat nichts mit dem zu tun, was wir wollen, sondern einzig mit dem, was wir sind. Dieses Sein ist aber ein Sein im Rohzustand, unentfaltet, ungeformt, noch nicht in die Welt entlassen – wie ein Ei, das das Küken und das Huhn vollständig enthält, zugleich aber auch verbirgt. Wir *werden* es (das, was wir in nuce längst schon sind), indem wir leben. Das Leben selbst drängt uns zu seiner Entfaltung, aber dazu müssen wir uns ihm so nackt wie möglich aussetzen. Es ist kein Projekt, das wir verwirklichen, sondern das genaue Gegenteil: Wir werden verwirklicht, und zwar dann und in dem Maße, in dem wir uns dem Leben zur Verfügung stellen, damit es *sich in uns* verwirklichen kann.

Es geht bei unserem Leben nie um uns als Individuen, um unsere „Selbstverwirklichung“ im Sinne eines Ich-Projektes – das ist der große Irrtum des Ich-Bewusstseins, auch der große Irrtum der Moderne. Es geht um das Leben selbst, um dessen „Sehnsucht nach sich selber“, die sich in jedem Einzelnen auf verschiedene Weise verwirklichen möchte. Wir sind nur die Instrumente, auf denen das Leben seine Musik erklingen lässt.

Der *Lebens-Integrations-Prozess* als Methode, wie ich sie hier beschrieben habe, ist eine Hilfe, um uns an unsere innere Vision zu erinnern. Er ist geeignet, etwas, an das wir uns vielleicht vage erinnern, das wir ahnen oder auch heimlich zu wissen glauben, ohne uns dessen sicher zu sein, zu sehen und damit bewusster zu machen. Um es sich wirklich anzueignen und es ganz zur Entfaltung, zum Erblühen zu bringen, müssen wir es jedoch leben. Damit sind wir allein. Das Ungewöhnliche an dieser Methode ist, dass sie sich weder an äußeren Ereignissen noch an inneren Bildern oder Gefühlen orientiert. Die Aufmerksamkeit und der gesamte Fokus liegen nicht auf der Geschichte des Klienten, auch nicht auf der Geschichte seiner Familie, sondern einzig und allein auf dem, was sich in ihm entfalten will, also auf dem, was ich *innere Vision* nenne. Die äußere Geschichte taucht zwar mit auf, aber nur als Randbedingung, als etwas, das die Art und Weise mitbestimmt, in der sich unsere innere Vision im Laufe unseres Lebens manifestiert. Die innere Vision ist nicht wirklich „unsere“, sie gehört uns nicht. Sie gehört dem Leben selbst. Uns ist sie nur mitgegeben, aufgegeben, anvertraut. Ihr zu folgen ist ein Dienst am Leben.

In der praktischen Arbeit mit dem LIP lasse ich die Geschichte des Klienten und seiner Familie vollkommen unberührt. Zum Beispiel tauchte in einem der ersten Prozesse, die ich geleitet habe, ein im Mutterleib verstorbener Zwilling auf. Die Stellvertreterin auf der Position 1 lag, ohne dass sie et-

was über die Klientin und deren Geschichte wusste, in Embryohaltung auf dem Boden und tastete mit einer suchenden Bewegung immer wieder den Raum um sich herum ab und streckte die Hand nach allen Richtungen aus. „Mir fehlt etwas“, sagte sie auf Nachfrage, worauf die Klientin sagte: „Sie sucht den gestorbenen Zwilling.“ In einer Familienaufstellung würde man dann eine Vertreterin für den Zwilling dazulegen, damit die innere Lücke gefüllt wird und man sich am Ende davon verabschieden kann. Das hatte ich übrigens mit dieser Klientin schon gemacht, und sie hatte auch schon bei anderen Therapeuten und mit anderen Methoden an der Zwillingsthematik gearbeitet. Es tauchte praktisch bei jeder tiefen Arbeit, die den pränatalen Raum berührte, immer wieder auf. Zum wirklichen Abschied und damit zum vollen Nehmen ihres Lebens, so wie es ist (also ohne Zwilling), war es nie gekommen. Sie suchte ihre Zwillingsschwester, wie der LIP zeigte, immer noch, und es wäre sowohl der Klientin selbst als auch der Stellvertreterin ihres Ungeborenen am liebsten gewesen, ich hätte sie wieder dazugelegt. Ich habe aber gesagt: „Sie ist weg, es gibt keinen Zwilling mehr. Du bist allein.“ Für den Fötus war es wichtig, das zu hören. Jetzt erst fing er an, sich selbst zu spüren. Als die Stellvertreterin dann nach einer Weile den Kopf hob und sich selbst als erwachsene Frau erblickte, konnte sie sehen, dass es gut war, wie es war. Die Klientin schrieb mir danach, dass sich ihr Lebensgefühl sehr verwandelt habe, und als sie nach einem halben Jahr noch einmal eine LIP-Aufstellung machte, tauchte das Zwillingsthema zum ersten Mal, seit sie ihm in der Therapie begegnet war, nicht mehr auf. Stattdessen zeigt sich jetzt, nachdem der Tod des Zwillings sie innerlich nicht mehr besetzte, ihre innere Vision in ganz klarer Weise.

Hier ist zwar nicht der Ort für eine kritische Diskussion des Familienstellens, eine kleine Anmerkung scheint mir aber angebracht. Das Drama, das sich in Familienaufstellungen oft darstellt, hat ein eigenes Gewicht, das es dem Klienten sehr schwer macht, etwas hinter sich zu lassen oder gar zu vergessen, was vorüber ist. Der Abschied von einem im Mutterleib verstorbenen Zwilling (Austermann & Austermann haben ja ihr Buch mit „Das Drama im Mutterleib“ betitelt, und ich kenne solche dramatischen Aufstellungen sehr gut) fällt dem Klienten aus meiner Sicht auch deshalb sehr schwer, weil er diesen Zwilling gerade erst wiedergefunden hat und das Ganze so dramatisch war. Wie soll er ihn da wieder gehen lassen? Das kann man zwar rituell machen, aber ich fürchte, dass seine Seele da nicht mitkommt. Das Erlebnis, endlich das Gefundene zu haben, was einem ein Leben lang gefehlt hat, gibt dieser Wiederbegegnung eine solche Wucht, dass man das gerade Gefundene nicht wieder gehen lassen kann.

Unabhängig vom Zwillingsthema habe ich beobachtet, dass alle dramatischen Aufstellungen eine solche Faszination haben, dass die wirkliche Lösung, das Anerkennen und Vorbeisein-Lassen dessen, was geschehen ist, ganz oder teilweise in der Hintergrund tritt. Was im Zwillingfall anzuerkennen ist, ist der Tod des Zwillings und das Alleinsein des Überlebenden. Ich folge heute in meiner Arbeit dem Bedürfnis

eines Klienten, sich mit einem Toten wieder zu vereinigen, nicht mehr, sondern mute ihm zu, den Verlust aus der Distanz des Überlebenden zu sehen und ihm von dort aus zuzustimmen. Das ist natürlich nur möglich, wenn man mit dem *erwachsenen* Klienten (seinem erwachsenen Bewusstsein) arbeitet und nicht mit dessen innerem Kind. Dabei lasse ich den Erwachsenen, der als Kind einen Elternteil oder ein Geschwister verloren hat, den Wunsch seines inneren Kindes nach einer Wiedervereinigung mit dem Verstorbenen sehen und spüren. In manchen Fällen würde ich das Kind (für das ich dann einen Extrastellvertreter nehme) auch zu dem Toten gehen lassen, aber nicht mehr den Klienten selbst. Jenseits von dem hier beschriebenen Vorgehen beim LIP ändert sich so auch die Arbeit mit Familienaufstellungen sehr stark, wenn der Therapeut die verschiedenen Bewusstseinssebenen deutlich unterscheidet.

Auch Fragen wie der, was die Mutter so traurig oder den Vater so abwesend sein lässt oder welche Schuld der Großvater hat oder wie Täter und Opfer oder Mann und Frau aus früheren Generationen sich wieder versöhnen können, gehe ich nicht mehr nach – weder beim LIP noch beim Familienstellen. Das sind Kinderfragen, die einem kindlichen Bedürfnis folgen und es damit bestärken. Sie gehen die Nachkommen nichts mehr an. Der Erwachsene schaut vielmehr nach vorn. Er nimmt und lässt die Welt, wie sie ist, auch seine Eltern und deren Vorfahren. Sie alle hatten ihr Leben, und der Respekt vor ihnen als Person wie auch dem Leben als solchem verbietet es, daran heranzukorrigieren. Für eine erwachsene Therapie mit erwachsenen Menschen bleibt lediglich die Aufgabe, es dem Klienten zu ermöglichen, das, was ist, zu sehen – und ihn dabei ein wenig zu unterstützen.

Zurück zum LIP. Ein Grundproblem der meisten psychotherapeutischen Ansätze (auch des Familienstellens) besteht darin, dass sie keinen systematischen Platz und keinen Blick für das Einzigartige in uns haben, für das, was wir immer schon sind, aber durch unser Leben erst verwirklichen. Stattdessen wird das Leben als eine Folge früherer Ereignisse gedeutet und behandelt: Ich bin so, fühle und handle so, weil sich in meiner Kindheit oder in meiner Familie (bei esoterischen Ansätzen: in meinen früheren Leben) dies und jenes ereignet hat. Das bedeutet aber, dass uns die Therapie als Gefangene unserer Geschichte sieht. James Hillman, einer der bedeutendsten zeitgenössischen Therapeuten in der Tradition von C. G. Jung, hat gegen diese psychotherapeutische Grundhaltung mächtig polemisiert. Ich stimme nicht mit seiner pauschalen Verwerfung der Bedeutung der Entwicklungsgeschichte, der Eltern und des familiären Einflusses auf das Kind überein. Wenn er aber schreibt: „Ich möchte, dass wir uns das, was ein Kind durchmacht, als das vorstellen, was es tun muss, um in der Welt einen Platz für seine spezielle Berufung zu finden“, dann entspricht dies exakt den Beobachtungen, die ich beim LIP mache. Hillman fährt fort: „Es versucht, zwei Leben gleichzeitig zu führen, das, *mit* dem es geboren, und jenes der Leute und Orte, *bei* denen es geboren wurde.“³

In den Familienaufstellungen befassen wir uns mit diesen „Leuten und Orten“, mit den Personen und Ereignissen um uns herum, dem, was in unserer Kindheit und davor geschehen ist, dem, was wir aus der Familie übernommen haben, mit unserem Platz in Bezug auf diese (und andere) „Leute und Orte“ außerhalb von uns. Das scheint mir wichtig, aber auch einseitig, denn wir befassen uns mehr oder weniger *nur* damit. Im LIP liegt der Fokus hingegen ganz auf dem Sein, auf dem, was wir immer schon sind und was sich im Prozess unseres *Lebens* entfalten möchte. Wenn wir dieses Sein ganz zu uns nehmen und uns dem Prozess seiner Entfaltung ganz hingeben wollen, müssen wir aber auch die „Leute und Orte“, das, was uns im Leben widerfahren ist und widerfährt, zu uns nehmen. Denn sie gehören auch zu diesem Entfaltungsprozess, auch wenn wir den Sinn darin oft nicht erkennen. Der Sinn gibt sich einem erst im Nachhinein zu erkennen, und zwar dann, wenn man nicht mehr nach ihm sucht.

In diesem Sinne gilt es, sein Leben zu umarmen, das heißt, es so, wie es war und ist, aufzunehmen und in seine Arme zu schließen. Das gilt sowohl für das Äußere als auch für das Innere. Paradoxerweise bedeutet dies aber zugleich, sich in die Arme des Lebens zu begeben. Indem ich meine Urteile darüber, was gut oder schlecht war, aufgebe, gebe ich mich nämlich dem Leben hin, wie es ist. Insofern könnte dieses Buch auch heißen: „Lass dich vom Leben umarmen“ oder so ähnlich. Indem ich mein Sein zu mir nehme, gebe ich mich ihm zugleich hin. Damit kann es sich verwirklichen, und man selbst kann wirklich werden.

Dieser Artikel ist ein Auszug aus dem Buch:
Wilfried Nelles: Umarme dein Leben. Wie wir seelisch erwachsen werden – Der Lebens-Integrations-Prozess, Köln, Innenwelt Verlag 2012, S. 119–159.

(aus Platzgründen fehlen in diesem Abdruck zwei Absätze vor dem Abschnitt „Das eigene Sein berühren“ – die Schriftleitung)



Dr. Wilfried Nelles, seit Mitte der Neunzigerjahre Vollzeit-Aufsteller und Ausbilder mit eigener Praxis in Marmagen/Eifel, vielfacher Buchautor mit Übersetzungen in zehn Sprachen, Leiter der Europäischen Akademie für Systemaufstellungen (Eurasys) (mit Heinrich Breuer).

www.wilfried-nelles.de

Anmerkungen

- ¹ Das Gespräch, das ich im Sommer 2011 mit Jakob Schneider geführt habe und das unter dem Titel „Vom Blick in die Vergangenheit zum Gehen in die Zukunft“ in der Zeitschrift für Systemaufstellungen, Heft 2/2011, veröffentlicht ist, kreist unter anderem um diese Fragen und die praktischen Konsequenzen, die dies für die Aufstellungsarbeit hat.
- ² Im Folgenden immer kursiv gedruckt, wenn ich Leben als Verb meine.
- ³ James Hillman, Charakter und Bestimmung. München 1998, S. 28.